

(Nachdruck verboten.)

68]

## Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Geh.

X.

Den ganzen folgenden Tag verbrachte die Mutter in reger Geschäftigkeit, traf Vorkehrungen für das Begräbnis; abends aber, als sie, Nikolai und Sophie Tee tranken, erschien Sascha, sonderbar laut und lebhaft . . . Ihre Wangen brannten rot, ihre Augen glänzten fröhlich, und ihr ganzes Wesen war, wie der Mutter schien, von Hoffnung erfüllt. Diese Stimmung drängte sich scharf und stürmisch in die traurigen Erinnerungen an den Toten und verwirrte alle, blendete sie wie ein Feuer, das plötzlich in der Finsternis auflodert. Nikolai klopfte nachdenklich mit dem Finger auf den Tisch und sagte:

„Sie sind sich heute selbst nicht ähnlich, Sascha . . .“

„Ja, vielleicht,“ antwortete sie und lachte glücklich.

Die Mutter sah sie mit einem stummen Vorwurf an, Sophie aber meinte belehrend:

„Wir sprachen von Jegor Iwanowitsch . . .“

„Ein prächtiger Mensch, nicht wahr?“ rief Sascha. „Ich habe ihn nie anders gesehen, als mit einem Lächeln im Gesicht, einen Scherz in Bereitschaft, und wie hat er gearbeitet! Er war ein Künstler der Revolution, er beherrschte den revolutionären Gedanken wie ein großer Meister. Mit welcher Einfachheit und Kraft zeichnete er Bilder der Lüge, der Gewalt, der Unwahrheit . . . Ich bin ihm in vielen Stücken Dank schuldig.“

Sie sprach halblaut mit nachdenklichem Lächeln, aber dieses brachte die deutlich sichtbare, triumphierende Freude in ihrem Blick nicht zum Erlöschen.

Die Menschen lieben bisweilen ihre Gefühle zu ihrem eigenen Schaden, sie kofettieren mit ihnen und bereiten sich oft sogar aus ihrem Kummer einen gefährlichen Zeitvertreib, der das Herz zerfrisst. So wollten auch Nikolai und Sophie die Trauer über den Freund nicht Saschas Gefühl der Freude opfern, verteidigten unbenuzt ihr trauriges Recht auf Kummer und bemühten sich unwillkürlich, das Mädchen in ihre Stimmung hineinzuziehen.

„Und nun ist er tot!“ sagte Sophie hartnäckig und blickte sie aufmerksam an.

Sascha maß alle mit einem schnellen fragenden Blick, und ihre Brauen schoben sich zusammen. Sie senkte den Kopf, schwieg und ordnete mit einer langsamen Handbewegung ihr Haar.

„Ist tot,“ sagte sie laut nach einer Pause. „Es wird mir schwer, mich damit abzufinden . . .“

Sie ging im Zimmer hin und her, blieb plötzlich stehen und sagte in sonderbarem Ton:

„Was heißt das, er ist tot? Was ist tot? Ist etwa meine Verehrung für Jegor, meine Liebe zu ihm, dem Genossen, meine Erinnerung an seine Gedankenarbeit tot, ist meine Vorstellung von ihm als von einem mannhaften, rechtschaffenen Menschen zertrümmert. Mir scheint, wir haben es allzu eilig, von jemandem zu sagen, er sei tot. Seine Lippen sind tot, aber sein Wort lebt in lebendigen Herzen weiter.“

Sie setzte sich erregt wieder an den Tisch, stützte die Ellbogen auf und fuhr leiser fort:

„Vielleicht ist das dumm, was ich sage, — aber ich glaube an die Unsterblichkeit aller guten Menschen . . .“

„Ihnen ist etwas Gutes passiert?“ fragte Sophie lächelnd.

„Ja!“ nickte Sascha. „Etwas sehr Gutes, scheint mir! Ich habe mich die ganze Nacht mit Bjeschowschtschikow unterhalten . . . ich habe ihn früher nicht geliebt, er schien mir roh und finster. Ja, er war ungewisselhaft so . . . Unbewegliche, düstere Erregung gegen alle lebte in ihm; er stellte sich stets mit einer Art tödlicher Schwere in den Mittelpunkt aller Dinge und redete roh und böse von seinem Ich. Darin lag etwas Philiströses, Niedriges, das gegen ihn aufbrachte.“

Sie überflog wieder alle mit einem strahlenden Blick: „Jetzt sagt er: „Genossen!“ und man muß hören, wie er das sagt . . . es ist nicht mit Worten wiederzugeben. Er ist

erstaunlich einfach und aufrichtig geworden und ganz voll vom Wunsch nach Arbeit. Er hat sich selbst gefunden, weiß, was ihm nicht gegeben ist . . . In ihm ist ein wahres, kameradschaftliches Gefühl entstanden, das alle Schwierigkeiten im Leben anlächelt.“

Frau Wlassow hörte Saschas Worte, und sie freute sich, das stets strenge Mädchen so milde und freundlich zu sehen. Aber gleichzeitig dachte sie schmerzlich an ihren Sohn.

„Er ist ganz von Gedanken an die Gefangenen in Anspruch genommen,“ fuhr Sascha fort, „und wissen Sie, wovon er mich überzeugt hat? Von der Notwendigkeit, ihnen zur Flucht zu verhelfen . . . ja! Es sei sehr einfach und leicht . . .“

Sophie erhob den Kopf und sagte lebhaft: „Wie denken Sie denn darüber, Sascha? Ist das wirklich so einfach?“

Die Teetasse in der Hand der Mutter zitterte, und sie stellte sie auf den Tisch. Sascha runzelte die Brauen, unterdrückte ihre Erregung, schwieg einen Augenblick und sagte dann ernst, aber freundlich und etwas verwirrt:

„Er ist fest überzeugt. Wenn alles so ist . . . wie er sagt, müssen wir es versuchen. Das ist unsere Pflicht . . .“

Sie errötete, ließ sich auf einen Stuhl nieder und schwieg.

„Mein liebes Kind,“ dachte die Mutter freundlich, während Nikolai milde in Saschas Gesicht blickte und still vor sich hinlachte. Da erhob das Mädchen den Kopf, blickte alle streng an und sagte in gekränktem Ton:

„Ihr lacht . . . ich verstehe Euch . . . Ihr haltet mich für persönlich an der Flucht interessiert?“

„Warum, Sascha?“ fragte Sophie listig und trat zu ihr. Diese Frage erschien der Mutter überflüssig und kränkend für das Mädchen, und sie blickte Sophie vorwurfsvoll an.

„Aber ich verzichte!“ rief Sascha. „Ich will die Frage nicht mitentscheiden, wenn Ihr sie so beurteilt . . .“

„Hören Sie auf, Sascha!“ sagte Nikolai ruhig.

Die Mutter trat ebenfalls zu ihr, beugte sich nieder und streichelte behutsam ihren Kopf. Sophie aber setzte sich neben das Mädchen und sagte:

„Sie sind ein wunderliches Ding! . . .“

„Ja, ich habe wohl eine Dummheit gemacht . . . aber ich liebe diese Anspielungen nicht . . .“

Nikolai unterbrach sie ganz geschäftsmäßig und ernst: „Ueber die Flucht kann man unmöglich verschiedener Ansicht sein. Vor allem aber müssen wir wissen, ob die gefangenen Genossen damit einverstanden sind.“

Sascha senkte den Kopf.

„Wie sollten sie damit nicht einverstanden sein,“ fragte die Mutter seufzend. „Aber ich glaube nicht, daß es geht . . .“

Alle schwiegen und blickten sich unschlüssig an.

„Ich muß Bjeschowschtschikow sehen!“ sagte Sophie.

„Gut. Morgen sage ich Ihnen, wann und wo,“ erwiderte Sascha leise.

Nikolai aber trat zur Mutter, die die Tassen aufwusch und sagte zu ihr:

„Sie gehen übermorgen zum Besuch hin . . . da müssen Sie Pawel einen Brief übergeben . . . verstehen Sie — das ist, um Bescheid zu bekommen . . .“

„Ich verstehe, verstehe!“ erwiderte sie hastig. „Werde ihn schon besorgen . . .“

„Ich gehe!“ erklärte Sascha und verabschiedete sich schnell.

Sophie legte die Hände auf die Schulter der Mutter und fragte lächelnd:

„Milowna, würden Sie solch eine Tochter lieben? . . .“

„O Gott! Wenn ich die beiden nur einen Tag beisammen sähe!“ rief Frau Wlassow, beinahe in Tränen ausbrechend.

„Ja, etwas Glück . . . ist gut für jeden! . . .“ bemerkte Nikolai halblaut. „Aber es gibt keine Menschen, die sich nur etwas Glück wünschen . . . und wenn es viel wird, ist es wohlfeil . . .“

Sophie setzte sich ans Klavier und spielte ein wehmütiges Stück

(Fortsetzung folgt.)

# Neue Belletristik.

Von Ernst Kreowski

Nachdem die Jungen und Jüngsten von der deutschen Literaturgenuss alle „Ismen“ verjucht und die unschmackhaftesten Tränklin befüllt haben, ist der Baum wieder dürr und seine ständigen Laubfrone beraubt worden. Dafür treiben allerhand geile Schöflinge aus seiner Wurzel. Das Romanschreiben ist zur gewöhnlichen Erwerbssache erniedrigt worden; die Degenerierung schreitet fort. Wie zum Beispiel aus der modernen Lyrik der letzten Jahre jealiche Männlichkeit entwichen ist, so auch aus der erzählenden Dichtung jede soziale Note. Um einem literarischen Charakterkopf zu begegnen, muß man ins Ausland gehen. Wir haben keine Lyriker? Gewiß! Und keine Dramenverfasser? Und keine Romanschreiber? Zweifellos. Und so zahlreich wie Sand am Meere. Aber das ist ja eben: aus dem Dünensande wächst nur Gestrüpp hervor. Das Spezifikum: Dichter; das ist die Konzentration eines reichen Erlebens, eines kosmopolitischen Geistes, eines elementaren Zeugungsdranges — wo ist das? Also, sagte ich, müssen wir zu den Russen und Standinabiern gehen.

Auch bei dem Dänen Johannes V. Jensen werden wir rasch dahinter kommen, daß er ein Dichter ist, obwohl er Prosa schreibt. Eigentlich Landständiges hat sein Novellenbuch: „Die Welt ist tief...“ (S. Fischer, Berlin 1907) nicht an sich, mehr etwas Kosmisches. Der Schauplatz bei jedem Stück ist ein anderer: Amerika in: „Entschwundene Wälder“, Spanien in: „Dolores“, Paris in: „Louison“, die indischen Tropen in: „Wälder“. Diese vier Stücke sind es auch bloß, die den Band ausmachen. Und auf den Titel „Novelle“ können obendrein nur zwei: „Dolores“ und „Louison“ Anrecht erheben. Freilich auch nur teilweise. Es sind Herzenerlebnisse, novellistisch gestreift, ohne Abschluß. Sobald der Dichter merkt, daß er sich tragisch verlieren könnte, bricht er ab, indem er auf und davongeht. Sein Wesen ist von anderer Art, ist der vollkommene Gegensatz einer romanischen Volkheit, ist germanisch. Seine „unglückliche Liebe“ sei Deutschland gewesen, sagt er im Vorwort: „Es war im Winter 1899, daß ich eine Entdeckungsreise in das innere Deutschland machte, eine Forschungsreise, die gleichzeitig eine Wallfahrt war, indem ich den Teutoburger Wald zu sehen und an Heinrich Heines Geburtsort zu weilen wünschte. An Stelle von Arminis Wäldern sah ich Fabritschornsteine, und von Heine sah ich keine Spur in Düsseldorf, als daß die alte Kirchturmspitze dort am Flusse noch immer stah war, seit er damit in seiner Kindheit gespielt hatte; aber sie stand noch da. Wie es geschah, daß ich mir bei den ungeheueren Geißeln der Fabritschornsteine und vor dem Anblick des Kölner Domes, in irgend einer Nibelungennacht, den Elfen und die entchwundenen Wälder vorstellte, das weiß ich jetzt nicht mehr; aber es muß in diesem Anblick etwas von dem Urton der germanischen Phantasie widergeklungen, ich muß den Generalnemer aller Zeiten dadurch getroffen haben, denn ich habe eigentlich seitdem ein anderes geschaffen...“ Er empfindet in allem, was er schrieb, „eine innere ewige Gleichartigkeit.“ „Damit hatte ich die Wälder gefunden, und dadurch war der am Rhein begonnene Ring geschlossen.“ Seitdem hat er sich von Deutschland entfernt. Nicht seelisch, aber durch den Gedanken. Während seiner Wanderungen in den Tropen hatte er sich Hoffnungen gemacht, „die Geschichte des ganzen Menschengeschlechts noch einmal durchzuleben, von der Zeit, als es aus den Sumpfwäldern am Äquator auswanderte, bis es bei der Schneegrenze endigte, nachdem es die temperierten Penen durchwandert hatte...“ Alles mit dem einen Ziel vor Augen, neue Möglichkeiten für einen gesteigerten und differenzierten Lebensgenuss zu finden...“ Diese Möglichkeiten glaubt Jensen auf dem Wege der Religion gefunden zu haben, indem er sich dem Islam zuwendete. So sind also in seinen tropischen „Wälder“-Sitzzen tiefere seelische Entwicklungsphasen gegeben, die sich mit gewissen religionsphilosophischen Strömungen in Deutschland in mehr als einem Punkte berühren, und es ist leicht möglich, daß Jensen, wie er hofft, Deutschland, und daß „ieses ihn „jetzt haben will“ — wofern eben dies Deutschland einzig und allein durch die Bourgeoisie repräsentiert wird!

Ein Blick auf eine Auswahl belletristischer Erzeugnisse bei uns zeigt allerdings ganz andere Meinungen. Zu solchen weltreligiösen Problemen, besser Phantasmagorien, wie Jensen versteht sich kaum ein deutscher Schriftsteller. Man bleibt am kleinen Kleinlichen Dasein haften. Es gibt da soviel herumzubohlen. Und wem schließlich zu enge wird, der flüchtet sich mit seiner Wilderphantastie aus der geräuschvollen schwächlichen Gegenwart ins rauhe Mittelalter hinein, wie etwa Felix Salten in seiner Geschichte: „Herr Wenzel auf Rehberg und sein Knecht Kaspar Dinkel“ (S. Fischer, Berlin 1907). Die Erzählung spielt in Bayern, zur Zeit Karls V. Kaspar, der Waffentnecht des Junkers Wenzel, hat dem Kaiser, weil dieser ihm während der vermeintlich zu langsamen Fahrt einen Schlag versetzt, mit der Peitsche um die Ohren geschlagen. Der Kaiser verurteilt den Majestätsbeleidiger zum Tode durch den Strang. Kaspar hat aber den Kaiser gar nicht gekannt. Deshalb bittet der Junker für seinen getreuen Knecht um Pardon. Karl V. läßt sich erweichen. Hintereinander aber stellt es sich heraus, daß sich die Begnadigung nur aufs nackte Leben erstreckt; der Kaiser will, daß Kaspar Nase und Ohren abgeschnitten. Diesen Schimpf will der Knecht nicht an sich erleiden; er bittet daher seinen Herrn, ihn zu erschießen. Der tut

es, weil kein anderer Ausweg bleibt; aber an der spitzbüßischen Doppelgüngigkeit eines Kaiserwortes ist ihm die Luft am Kriegshandwerk bereift worden: er nimmt sofort seinen Abschied... Der Autor leistet mit dieser Geschichte ein Stück großer Darstellungskunst. Kaiser Karl V., wie er war, seine Mutter, die ihn auf dem Abtritt geboren, das lockere Sittenleben bei Hofe, der Kaugler Granvella nebst anderen weltlichen und geistlichen Persönlichkeiten treten da hervor, und zwar mit seltener Plastik. Das Zeitolorit ist mit ausnehmender Treue gewahrt, und der bewundernswert getroffene mittelalterliche Chronikentil, der doch vom feineren modernen Sprachgefühl durchpulst wird, ohne seiner holzschnittartigen Kraft beraubt zu werden, tut das Beste dazu. Wenn diese Geschichte nicht eine so wertvolle Gabe wäre, müßte ich bedauern, daß Felix Salten solche reichen, mit bewußter Ueberlegenheit angewendeten Kunstmittel an eine Vergangenheit, die für uns schließlich bloß ein historisches Interesse haben kann, verschwendete. Die Salten'sche Erzählung gehört in jede wirklich gute Volksbibliothek!

Der Sprung von da ins Gegenwartsleben, wohin uns eine Landsmännin Saltens, die Wiener Schriftstellerin Grete Meisel-Hef, versetzt, ist doch zu unermittelt, als daß man gleich den Atem gewänne. Dort geschlossene Form, hier Aphorismus. Die Autorin hat keinen Roman nach üblichem Muster geschrieben. „Die Stimme“ (Verlag Dr. Bedelund u. Co., Berlin 1907) — so heißt das Buch — ist ein „Roman in Blättern“. Denn: „Die Tage machen das Schicksal. Wie einzelne Buchblätter fallen sie aufeinander, zerfliegen und zerrieben oder — werden zusammengefaßt von einer stärkeren Macht. Der Wille baut aus den Tagen ein Schicksal, wie eine greifende, kräftige Hand aus wirbelnden Blättern ein Buch. „Geschichten“ mit Vorfall und Absicht versäßen das Leben. Blätter sind es, aus denen ein Schicksal wird.“ Das Liebesleben einer Frau wird hier durch die Geschichten mehrerer Männer aufgerollt und zusammengehalten. Wie verschieben der Mann auf eine weibliche Psyche einwirkt, wird geschilbert. Es sind Impressionen seltenster Art, und man fühlt, daß alles erlebt sein müsse. Die Heldin ist Sängerin. Das erklärt den romantischen Einschlag in ihrem Liebes- und Eheroman. Aber die Künstlerin ist eben doch auch ein Weib, gleich allen anderen. Und des Weibes natürliche Bestimmung und höchstes wie einziges Glück ist — das Kind. Zu diesem Afford hingt die Melodie dieses Buches hinüber. Grete Meisel-Hef ist zweifellos eine Schriftstellerin von Eigenart. Und sie entfaltet eine reiche philosophische Bildung, die sich in tiefjinnigen Reflexionen ergeht, immer gleich bereit, psychologische Rätsel zu lösen und die geheimsten Vorgänge im weiblichen Gefühlleben durch eine passende Formel zu fixieren. Einmal läßt sie ihre Heldin ausrufen: „Was wäre das Höchste, das ich mir von einem „Buch“ wünschte, das ich schreiben und herausgeben würde: Unglücksträgern sollte es den Hals brechen und gefangene Glücksgeister lösen aus ihren Verzauberungen. Rufes sollte es diese Geister, herausrufen von dort, wo sie hineingehert, hineingebannt sind. Frei sollen sie werden durch Verührung mit solcher — Feder, wie verzauberte und gefangene Genien in Märchen, wenn die Wunschelrute ihr Gefängnis berührt. Die Freude mehren!“ Nun, solcher Art ist das Buch.

Anders wieder der Roman „Stille Wege“ (F. Fontane u. Co., Berlin 1907) von Friedrich Bernthal. Vielleicht der Held dieses Lebenslaufes selber, der sich hinter einem Pseudonamen verschanzte. Was tut es aber? Ein „Deffassierter“ erzählt, daß er Landstreicher wurde. Wie es kam, will er erst gar nicht untersuchen, weil es ihm selbst ein „Problem“ geblieben und „die Auflösung der meisten Probleme auf einen Irrtum hinausläuft“. Nun, da er auf die „schiefe Ebene“ gekommen, hat er hinter die Moral der einzelnen Stände und Kasten gesehen. Es ist eben überall etwas „faul“. Um zu verhüten, daß diese Besthaftigkeit den „Kredit“ erschüttere, muß sie vor den Augen der Mitwelt sorglich verborgen werden. Wenn nun überhaupt die Moral „nur die Enttacht zwischen Herz, Geist und Willen, und wenn diese drei gemeinsam die Freiheit als höchsten Lebensgewinn erstreben, so hat auch der Bagabund eine Moral“. Der Held dieses Ich-Romans hat wie Faust Philosophie, Juristerei und Medizin studiert, zwar eben nicht „mit heißem Bemühen“, doch mit der ehrlich empfundenen Absicht, das Gebiet des Wissens zu finden, welchem es sich ein ganzes Leben zu weihen verlohnte. Allein er fand es nicht und verlor sich. Schließlich, als das Geld vertan, lehrte er als „verlorener Sohn“ ins Haus der Mutter zurück. Als auch sie gestorben war, verlor er jeden Halt. An der Wissenschaft hatte er sich einen unüberwindlichen Ekel geholt. Dafür besetzte ihn der Drang nach Unabhängigkeit. Er ging in die Weite. Bald fehlte ihm jegliches „Kleingeld“, und er mußte bei „Mutter Grün“ nächtigen. Da kam er nun zum Nachdenken über die Macht des Kapitalismus und „wie der Mensch so recht ein Geschöpf des Geldes ist. Das Geld bestimmt die Masse seiner Geburt, entscheidet über den Verlauf seiner Jugend, schreibt ihm Beruf und Lebensart vor und weist ihm endlich das Plätzchen auf dem Kirchhof, welches dem Menschen, je nach seinem Verhältnis zum Gelde, zukommt. Ohne Geld bleibt er zeitlebens auf der Stufe des Animalischen stehen, wie auch meist nur das Geld ihn in höhere Bahnen zu führen vermag. Ja, und die Armut ist so ziemlich die einzige Gemeinheit, für welche es keine Verzeihung gibt...“ Daß ein solcher Mensch, der eigentlich zu nichts nütze, auf die Landstraße kommt, ist kaum verwunderlich. Wegen Bettelns gerät er mit der lieben

Polizei in Konflikt. Rittchen! Nachdem er abgeessen, wird er mit anderen Bagabunden an die Landesgrenze abgedröben. So wandert er nach Süddeutschland. Auf Kreuz- und Quergängen des Landstreicherlebens müde geworden, entdeckt er sich einem Gastwirt. Der empfiehlt ihn seinem Bruder, einem Rechtskonsulenten als juristischen Bureauarbeiter. Nun ist er wieder ein Mitglied der Gesellschaft. Aber es hält ihn nicht. Unglückselige Diebesleidenschaft läßt ihn zum Trinker werden. Schließlich vergreift er sich an der Kasse seines Brotgebers und — verduftet. Nun vagabundiert er in der Schweiz umher. Dann bleibt er bei einem Bauern als — Viehknacht. Die Bäuerin, von ihrem Manne, der ein Trinker ist, vernachlässigt, wirft ein begehliches Auge auf den Knacht. Nun könnte er es sich bequem einrichten. Sie hätte ihn auch geheiratet, als der Bauer bald mit Tode abging. Aber der Tor packte nicht das „Glück“, will sagen, die dralle Bäuerin am Zipfel, sondern räumte die Stelle. Ein Klosterbruder hat ihm, falls es ihm schlecht gehen sollte, geraten, geradeswegs ins mönchische Asyl zu kommen. Erst hat er als Protestant sich gegen diese Einladung gestäubt. Aber schließlich — was kann schaden. So wird er Laienbruder. Jedoch, alle Befehrungsversuche prallen von ihm ab. Endlich in die Enge getrieben, verläßt er nächstlichere Weise das Kloster im grünen „Jaga“-Kostüm des Priors, das er diesem gemopft hat. Wieder ein Landfahrer. Auf seiner Wanderung zieht ihn heimwärts. Er will sehen, was jenes verlassene Mädchen treibe. Aber in dem Städtchen wird er trotz seines langen Mönchbartes von jemand erkannt und dem Kriminalschuttmann überantwortet. Eine alte Schuld, die einst begangene Unterschlagung, muß im Gefängnis gesühnt werden. Aber dort lächelt dem Sträfling endlich das Glück. Eine fern im Ostpreußischen verbliebene Erbtante hat ihm ihr ganzes Vermögen testiert. Als er dann die Zelle als freier Mann verlassen kann, geht er weit weg, kauft sich irgendwo ein Einfiebelhäuschen, heiratet und verbringt nun den Rest seines Lebens in behaglicher Zufriedenheit, und in künstlerischer Beschäftigung. Daß dieser Roman ein Abglanz eines so gearteten Lebensganges ist, erkennt der aufmerksame Leser un schwer an der Ungespreiztheit und schlichten Natürlichkeit des Vortrages. Solche Erkenntnisse, wie hier niedergelegt sind, können nur durch schwere Kämpfe errungen werden.

Mehr ein Unterhaltungsroman, ja nur ein solcher ist: „Leutnant d. R.“ (Carl Reizner, Dresden 1907.) Freiherr von Schlicht ist sein Verfasser. Man wird dem ehemaligen Offizier einräumen, daß er sein „Milieu“ kennt. Er verfolgt auch gewisse erzieherische Absichten. Er will, daß man die Kaste im „börnehimsten Rod“ in ihrer Hohlheit und äußerlichen Bestechlichkeit recht verstehe. Aber sind es denn, bei Licht besehen, tiefere, als allgemein bekannte Gassenwahrheiten, die der gräfliche Autor predigt? Gewiß, er hat eine Ahnung von der sozialen Klust der Stände; aber es mangelt ihm am sozialistischen Wissen und Geiste. Ihm kommt es nicht darauf an, das rauhe Kriegsbandwerk mit samt dem Offiziersstande als eine völlig unfruchtbare Kulturwidrigkeit zu beweisen. Er hütet sich sehr wohl, den Ast abzuschneiden, auf dem er selbst sitzt; denn schließlich ist „man“ im Offiziershabit — mag es der Schneider immerhin auf Pump geliefert haben — trotz aller Scheintugend und aller lächerlichen Ehrenstandpunkte, doch ein Ausnahmemensch, vor dem das vermaledeite Zivilistenpad stramm zu stehen hat. „Ja, ja, der Leutnant der Reserve,“ läßt von Schlicht jemand reden, „das ist eine gar eigenartige Pflanze, die da in unserem deutschen Vaterlande wächst. Geradezu unentbehrlich für den Krieg, von der eminentesten Wichtigkeit für den Fall einer Mobilmachung, eine Institution, die wir so dringend nötig brauchen, daß wir sie schaffen müßten, wenn wir sie noch nicht hätten.“ — An diesen halloosen Phrasen ist der Standpunkt des Romansehreibers erkennbar. Nun will Schlicht in dem Reserveleutnant Harald Ahrens einen „Auswuchs“ charakterisieren, einen jener „Auswüchse, wie sie im Frieden“ hervortreiben. Es fällt Schlicht nicht ein, das ganze jämmerliche System — die Fabrikation der Reserveoffiziere nämlich — festzunageln; sondern er konstruiert sich aus lauter Lappen und Läppchen eine Figur, an der im Grunde bewiesen werden soll, daß die Einrichtung gut sei und daß nur manche Vertreter die Vorzüglichkeit gedachter „Institution“ auf die Spitze der Lächerlichkeit treiben. Dazu mußte eine passende Romanhandlung konstruiert werden. In ihr treten, außer Offizieren, heiratslustigen Offizieren- und Millionärstöchtern, Großkaufleuten und Fabrikanten, auch Fabrikarbeiter auf. Diese Typen sind aber ebenso gewaltsam konstruiert, wie das Ganze. Kurz: dieser militärische Kellamenschreiber hält nirgends stand, wo es sich um eine Ausbedung wirklicher Schäden handelt. Wenn Herr Gaedke noch jüngst in seinem Prolog um die ihm verteilte Fortführung des Oberst-Titels zu dem ehelichen Geständnis gelangte, daß es so manchen Lumpen und Schwindler gäbe, der dennoch als Offizier herumlaufe, so bemäntelte Herr von Schlicht solcherlei „Auswüchse“, indem er sie auf unschuldige Titel leitete. Sein Roman ist also bloß Unterhaltungsfutter, was nicht hindert, daß der Verfasser in seiner blaublütigen Kaste als ein ungeheuer kühner Wahrheitskämpfer angestaut und bewundert wird.

Von diesem aristokratisch-militaristischen Ständeroman bis zu den Romanen aus dem „Berliner Leben“ von Erdmann Graef ist ein Hauffender Spalt. Wir geraten bei „Lotte Klimmer“ und „Lemkes sel. Witwe“ (Herm. Seemann Nachf., Berlin und Leipzig, 1907.) vollends in die Sphäre der Defiziten und Bierkeller des Weddingviertels hinein. Angenehm

ist dieser Dunskreis gewiß nicht, und auch die ganze Masche hat durchaus nichts Künstlerisches an sich. Daß aber der Verfasser gut beobachtet und auch dem trockenen Humor des Urberlinertums zu seinem Rechte verhilft, soll ihm gebührend angerechnet sein. Den geistigen Bedürfnissen der Leser Allteinscher und Scherlscher Lokalblätter passen sich Graefers Romane würdig an. Dort werden sie wohl auch „verschlungen“ werden.

## Kleines feuilleton.

Das Heim im Blumenschmud. Die Internationale Kunst- und Große Gartenbau-Ausstellung in Mannheim hatte Mitte September eine Eigenart, die in diesem Umfang neu für das Gartenbau-Ausstellungsweisen war. Das „Heim im Blumenschmud“ nennt der Katalog diese Abteilung. Es handelt sich hierbei um die Ausschmückung der verschiedenartigsten Wohnräume mit abgezeichneten Blumen und Blumenarbeiten. Seither wurden auf den Gartenbau-Ausstellungen die Blumenbindereisachen einfach ohne Rücksicht auf ihren Zweck aneinander gereiht, entweder nach Wettbewerben oder es blieb den Ausstellern überlassen, ihre verschiedenen Arbeiten zu einer mehr oder minder dekorationsfähigen Gruppe zusammenzustellen.

Verzinzelt sah man auf den letzten Gartenbau-Ausstellungen allerdings auch schon mit Möbeln usw. vollständig eingerichtete Wohnräume, die dann von einem Gärtner mit Blumen ausgestattet waren. In Mannheim hat diese Art der Schaustellung einen recht großen Umfang angenommen. Das Programm sieht allein 20 Aufgaben vor, und es sind wohl an 40 der verschiedenartigsten Räume vorhanden. Unter zweckmäßigster Benützung der Pfeiler, der Nischen und Erker sind in den großen Sälen des prächtigen Rosengartens auf primitive Weise Einbauten geschaffen worden, die einzelne Räume des Hauses darzustellen haben. Mit Möbeln und sonstigen Wohnungseinrichtungen ist jedem Raum ein ganz bestimmter Charakter verliehen worden. Diesem Charakter entsprechend hat der Gärtner seiner Blumenschmud gewählt.

Wir finden auf der Ausstellung wohl an 40 Räumlichkeiten mit angewandtem Blumenschmud.

Es klebt nur bedauerlich, daß diese eigenartige Schaustellung nur von so kurzer Dauer ist. Man wird alle Ursache haben, zu überlegen, ob bei Wiederholung dieser Ausstellungsart diese nicht zu einer ständigen Einrichtung gemacht wird, die während der ganzen Ausstellungsdauer unterhalten bleibt. Das wird bei Ausstellungen von monatelanger Dauer zweifellos viel Geld erfordern, denn alle drei, vier Tage müssen die Blumen ersetzt werden. Aber der Kostenpunkt wird sich überwinden lassen, und bei den künftigen Ausstellungen werden zweifellos solche blumengeschmückte Zimmer zu einer ständigen Einrichtung werden, hoffentlich schon auf der Berliner Gartenbau-Ausstellung von 1909. Dann sollte man aber auch nicht versäumen, die Wohnung des „kleinen Mannes“ in Blumenschmud vorzuführen. Wir haben auf Kunstgewerbe-Ausstellungen einfache für den Arbeiterstand berechnete Wohnungseinrichtungen gesehen; die keramische Industrie hat zu wohlfeilen Blumengefäßen verholfen, die zu kaufen manchem Arbeiter möglich ist; die Natur läßt eine Menge von Kraut und Blumen erstehen, das sich vorzüglich zum Füllen der billigen Vasen eignet, und das der Arbeiter sich sonntäglich aus Feld und Wald zusammenholen kann — man vereine also diese drei dem Arbeiter zugänglichen Gegenstände und zeige auch ihm, wie er sein einfaches Heim durch Blumenschmud wohlicher zu gestalten vermag.

## Physiologisches.

Farbiges Licht und Blutbildung. Nachdem sich die von Finsen eingeführte Behandlung gewisser Krankheiten durch farbiges Licht so bewährt hat, daß nicht nur im Heimlande Finsens, in Dänemark, sondern auch anderwärts, z. B. in Berlin, in öffentlichen Krankenanstalten Einrichtungen zur Lichtbehandlung geschaffen wurden, geht man daran, die bisher nur rein erfahrungsgemäß gefundene Heilwirkung des Lichtes auch wissenschaftlich zu untersuchen, um ihre Ursachen zu erforschen. Man sucht zu diesem Zweck zunächst festzustellen, wie das Licht auf normale Organismen wirkt und ob es bei ihnen irgendwelche Veränderungen hervorruft. Schon die bisherigen auf diesem Gebiete erzielten Resultate erscheinen höchst bedeutungsvoll. Jedes gesunde Tier, jeder gesunde Mensch besitzt eine gewisse Menge Blut, deren, daß zwischen Körpergewicht und Blutgewicht für jede Tierart ein bestimmtes Verhältnis besteht. Man sollte nun glauben, daß es, abgesehen von der mechanischen Blutentziehung oder Blutzufuhr, gewaltiger Eingriffe bedürfe, um dieses Verhältnis und die Blutmenge zu ändern. Wenn dies richtig ist, so muß die Belichtung des Menschen oder Tieres ein sehr wichtiger Lebensfaktor sein, denn die Dunkelheit setzt nach den im kopenhagener Finseninstitut gemachten Beobachtungen die Gesamtblutmenge um nicht weniger als 3 Proz. herab; entsprechend der Blutmenge des gesamten Organismus ändert sich auch die des Herzens. Es handelt sich hierbei nicht um die eigentliche Lichtwirkung oder um die mit jeder Belichtung notwendig verbundene Wärmewirkung, sondern um eine chemische Wirkung des Lichtes. Bekanntlich geht die hauptsächlichste chemische

**Aktion von den blauen, violetten und den für unser Auge völlig unsichtbaren ultravioletten Strahlen aus, während die besonders durch ihren Glanz und übrigens auch durch starke Wärmewirkung ausgezeichneten roten Lichtstrahlen chemisch so unwirksam sind, daß ja z. B. in der Dunkelkammer des Photographen rotes Licht vorhanden sein darf, weil dies eben auf die photographische Platte keinerlei Wirkung ausübt. Nennlich muß nun die blutbildende Kraft des Lichts chemischer Natur sein, denn das der chemischen Tätigkeit unfähige rote Licht ist ebensowenig imstande, den Blutgehalt auf der normalen Höhe zu erhalten, wie die Dunkelheit dazu ausreicht. Der Beweis dafür wird dadurch gegeben, daß auch bei Belichtung mit rein rotem Licht die Blutmenge um eben denselben Betrag sinkt, wie bei dem Fehlen jeder Belichtung überhaupt, nämlich um 3 Proz. Der direkte Beweis für die große Bedeutung des blauen Lichtes für die Blutbildung wurde dadurch geliefert, daß man bei Belichtung von Tieren mit blauem Licht eine direkte Blutüberfüllung sowohl im ganzen Körper, als auch im Herzen hervorrief. Die große Wirksamkeit des Lichtes tritt noch überraschender hervor, wenn man erfährt, daß sie nicht etwa größerer Zeiträume bedarf, um sich zu entwickeln, sondern sich ziemlich schnell vollzieht. Ein Lichtbad ist imstande, die Blutmenge im Laufe von 4 Stunden um 2 bis sogar 5 Proz. zu vermehren. Uebrigens zeigt sich auch hier wieder, daß allzuviel ungesund ist, denn gar zu intensives Licht vermehrt den Blutgehalt nicht nur nicht, sondern setzt binnen 4 Stunden die Herzblutmenge sogar herab. Man darf auch nicht glauben, daß der Blutdruck, d. h. der Druck des Blutes auf die Blutgefäße, nur von der Menge des in diesen Gefäßen befindlichen Blutes abhängt, sondern die Anspannung der Aderwände, der Widerstand, den sie dem fließenden und dabei diese Wände anspannenden Blut entgegensetzen, kommt ebenfalls in Betracht. Diese Spannung der Blutgefäße scheint in der Dunkelheit sehr vermehrt zu werden, denn nur so ist es zu erklären, daß trotzdem bei Lichtmangel die Blutmenge abnimmt, dennoch der Blutdruck selbst steigt. Die ganzen Beobachtungsergebnisse sind so merkwürdig, daß man mit großem Interesse der Fortsetzung der Untersuchungen entgegensehen darf. —**

**Geologisches.**

Die Emporhebung der Westküste von Südamerika. Eine der interessantesten geologischen Erscheinungen ist die allmähliche Hebung der Südspitze des amerikanischen Kontinents, welche neuerdings namentlich wieder von Professor J. Domeyko auf die Beachtungen Darwins hin nachgewiesen worden ist. Darwin seinerseits hat bereits aus den daselbst vorkommenden Seemuscheln zur Genügeargetan, daß die dem Atlantischen Ozean zugewandte, stufenweise sich erhebende Küste südwärts vom La Plata und in ganz Patagonien in verhältnismäßig neuer Zeit über den Meeresspiegel emporgehoben worden und zwar allmählich mit längeren Intervallen der Ruhe, in welchen das Meer Zeit hatte, an dem jeweiligen Strande die hohen Ufer auszuwaschen, die nach der nachfolgenden Hebungperiode als die erste Stufe des terrassenförmig aufsteigenden Küstenlandes erschienen. Nun hat aber Professor Domeyko ziemlich klar nachgewiesen, daß nicht nur die Ostküste, sondern noch mehr die Westküste in junger Zeit einer solchen Emporhebung unterworfen gewesen sein muß. Ohne näher auf die Umstände einzugehen, die ihm zur Beweisführung seiner Ansicht behülfslich gewesen sind, wollen wir nur die endlichen Hauptresultate von Domeyko und Darwins Beobachtungen angeben. Es finden sich nach diesen Meeresschnecken auf emporgehobenem Terrain der Westküste Südamerikas von 45 Grad 35 Minuten bis 12 Grad südlicher Breite in einer Längenausdehnung von 2075 geographischen Meilen von Nord nach Süd, und wahrscheinlich auch noch weiter nach Norden hin. Da man annehmen darf, daß die Höhen, in welchen jetzt Muscheln gefunden worden sind, welche mit den jetzt noch im Meere lebenden identisch sind, früherhin unter dem Meeresspiegel lagen, so hat die Erhebung der Küsten zu ihrer gegenwärtigen Höhe getragen:

in Chile . . . . .	350 Fuß
in Concepcion . . . . .	625—1000 Fuß
in Valparaiso . . . . .	1300 Fuß
in Coquimbo . . . . .	252 Fuß
in Copiapo . . . . .	200—250 Fuß
in Lima . . . . .	85 Fuß

Es geht aus diesen, wenn auch noch nicht als ganz zweifellos hinzustellenden Angaben hervor, daß die bedeutendste Küstenerhebung unter der Breite desjenigen Teils der Anden stattgefunden hat, welcher die höchsten Berge dieser Kette besitzt, den Aconcagua u. a

**Medizinisches.**

Vergiftungen durch einen Bierstrauch. In Nordamerika und Japan ist ein Strauch heimisch, der wegen seiner hübschen weißen Blüten und Früchte auch in unseren Gegenden seit langem als Gartenzierde Verwendung gefunden hat, trotzdem er ein recht gefährlicher Dursche ist. Seine schlechten Eigenschaften sind auch bald offen zutage getreten, denn sowohl die deutschen Benennungen Giftbaum, Gisteiche oder Gistsumach, wie der wissenschaftliche Name Rhus toxicodendron weisen deutlich genug darauf hin. Die Vergiftungen, die von diesem Gewächs ausgegangen

sind, haben die Aufmerksamkeit der Forscher in besonders hohem Grade erregt, weil manches daran rätselhaft erscheinen mußte. Einmal sind die einzelnen Personen sehr verschieden für die Wirkung dieses besonderen Giftes veranlagt, und man glaubte bald zu bemerken, daß blonde Menschen mehr dafür anfällig sind. Außerdem sind auch schwer erklärliche Fälle von Vergiftung vorgekommen, bei denen keine unmittelbare Berührung mit dem betreffenden Strauch nachzuweisen war. Die früheren Untersuchungen haben diese Frage nicht genügend aufzuklären vermocht, während jetzt neue Forschungen, die von Ureer und Syme in „Journal für Biologische Chemie“ veröffentlicht worden sind, mehr Erfolg zu bringen scheinen. Demnach enthält der Giftbaum einen giftigen Gummi oder Wachs als eigentlich wirksamen Stoff, der durch Säuren zersetzt werden kann, übrigens vom chemischen Standpunkt beurteilt, ein ziemlich verwickelter Körper ist. Vor allem haben die neuen Untersuchungen zur Entdeckung eines zuverlässigen Heilmittels gegen solche Vergiftungen geführt, und diese Feststellung ist um so mehr befriedigend, als das Gegengift in einem ganz gewöhnlichen Stoff besteht, nämlich in dem übermangansauren Kali, das ohnehin überall käuflich ist und sich schon zu anderen Zwecken auch in vielen Hauswirtschaften vorfindet. Die Forscher erinnern daran, daß schon vor 40 Jahren das genannte Salz gegen Sumachvergiftungen empfohlen, aber eigentlich niemals gebraucht wurde, da es die unliebsame Eigenschaft besitzt, Flecken auf den Kleidern und auf der Haut zu hinterlassen. Da aber die Vergiftung unter Umständen zu recht bösen Folgen führen kann, hat man diese Schönheitsrücksichten außer acht lassen müssen.

**Humoristisches.**

— Der Spiritist. „Entschuldigen Sie bitte, ist hier der Spiritistenverein?“

„Ja!“

„Könnte ich vielleicht mal auf fünf Minuten meine gestern verstorbene Frau sprechen?“

„Was wollen sie von ihr?“

„Ach, ich wollte bloß mal fragen, wo sie eigentlich meine Manschettenknöpfe hingelegt hat?“

— Unüberlegt. Aufsichtsrat: Meine Herren! Schlagwörter! Schlagwörter sind die Lösung des Tages! Wie sich die Hamburger Amerikanische Patefabrik Aktien-Gesellschaft Papag, die Berliner Elektrische Droschken-Aktien-Gesellschaft Bedag nennt, so müssen wir auch für unsere neugegründete Handels- und Moderne Börsen-Unternehmens-Gesellschaft ein Schlagwort bilden —

(„Luftige Blätter.“)

**Notizen.**

— Die Zensur auf Reisen. Die Zensur, die gewohnheitsmäßig ihren Stammsitz in Rußland, Preußen und den benachbarten Vaterländern einnimmt, hat einen Abstecker nach Italien unternommen. In Italien ist „Der Gott der Mache“ von Schalom Asch verboten worden und zwar in Mailand. Der Zensor scheint die italienische Sittlichkeit für ein sehr gebrechliches Wesen zu halten.

— Die nächste totale Sonnenfinsternis findet am 3. Januar statt. Zu ihrer Beobachtung wird nach der „Voss. Ztg.“ eine astronomische Expedition von der nordamerikanischen Sternwarte nach der im Stillen Ozean gelegenen Fint- (Feuerstein-) Insel, etwa 400 Seemeilen nordwestlich von Tahiti, geschickt werden. Die Dauer der Totalität wird diesmal etwas über vier Minuten betragen und die Verfinsternung selbst kurz vor der Sonnenkulmination eintreten, wenn die Sonne auf jener Insel nur etwa 15 Grad vom Zenith absteht. Die astronomischen Bedingungen für eine erfolgreiche Beobachtung jener totalen Sonnenfinsternis sind daher sehr günstig und auch die meteorologischen Bedingungen auf jener Insel im Stillen Ozean können als vorzüglich gelten. Die nordamerikanische astronomische Expedition soll San Francisco am 22. November verlassen und von Tahiti mit einem Kanonenboot der amerikanischen Marine zur Fint-Insel gebracht werden.

— D i s t e. Hierunter versteht man die Brust mit dem darauf sitzenden Kopfe. Es gibt daher Büsten von Männern sowohl als von Frauen. In dem Worte Büstenfabrik denkt man aber nur an letztere, an die volle Frauenbrust. Das lebendige Gewoge einer solchen sollte es begreiflicherweise unmöglich erscheinen lassen, daß die dem Worte Büste zugrunde liegende Vorstellung an einen Ort führt, wo der Tod uns mit seinem Grauen umfängt. Und doch ist es so. Wir haben das Wort aus dem Französischen, wo es busto lautet. Im Italienischen bedeutet das entsprechende Wort busto, eigentlich: das auf dem Grabmale aufgestellte Bruststandbild des Verstorbenen. Dies geht wieder auf das lateinische bustum, Brandstätte für Leichen zurück. Auch bedeutet es Grabmal, das auf der Brandstätte aufgestellte Zeichen. Von hier bis zum Brustbild ist es nicht mehr weit.